Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Sonnenscheinchen [Fortsetzung]
Autor: Baumann, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574539

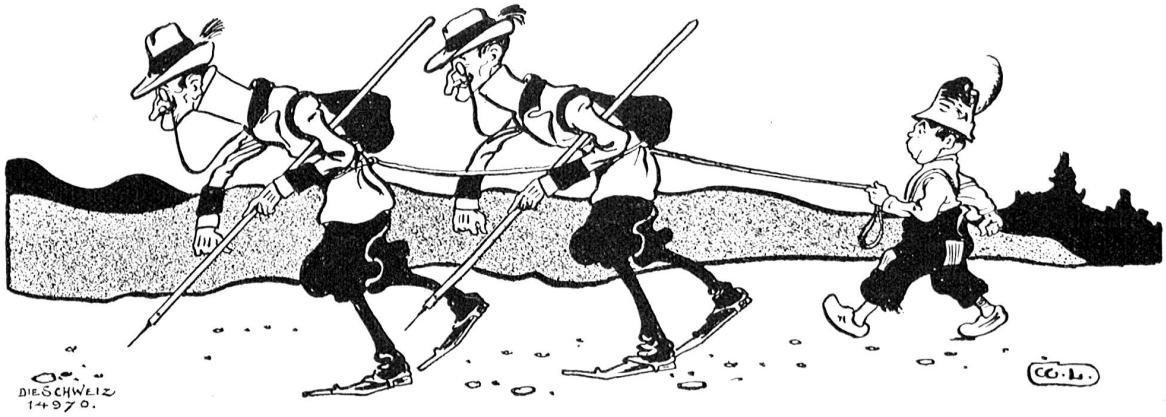
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Sonnenscheinchen.

Ein Reiseroman in Bildern von **Rudolf Baumann**, Zürich.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung).

Es fing gerade wie in einer Kirche mit Gebet und Gesang an; aber es wirkte ganz anders, nicht gerade feierlicher und auch nicht prosaischer, nur ganz, ganz anders. Scharfe, dunkle Schatten fielen von den aufgespannten Segeln auf die Köpfe der Soldaten, und dazwischen rissen wieder grelle Sonnenlichter feurige Spalten. Ganz wenig schwankte die Wasserburg, daß bald rechts, bald links die blaue wellige Fläche breiter wurde. Oben war alles glänzender Sonnenhimmel, und mitten in dem Bild zitterten schattenlos und leuchtend die Masten. Hinten, gleichsam im Kirchenchor, wo die Sonne ungehindert wirkte, sah es aus wie auf der Tribüne bei einer Regatta: farbiges Spiel der Sonnenschirme, abwechslungsreiche Toiletten, Damen und Herren gemischt und gedrängt.

Gegen die Spitze zu, zwischen den schützenden Segeln hindurch, sah man Kochtöpfe dampfen, ja, jemanden, der sich vor einem handgroßen Spiegelchen rasierte, und jemanden, der mit einem großen grauen Kater spielte. In den schwarzen offenen Schlund konnte man blicken, wo es zu den Matrosenlagern hinuntergeht, und man sah da Schiffsjungen mit wassergeglätteten Haaren und bloßen Füßen kommen und verschwinden. Jemand nahm ein paar Kohlblätter vom Boden auf, warf sie in einen Eimer, stellte sich dann hinter eine windschützende Türe und zündete eine Pfeife an. Man sah den ersten Rauch in dicker Wolke aufsteigen, sah ihn hinter einem aufgespannten Segeltuch verschwinden und oben wieder als leuchtendes Gebilde im Sonnenschein auftauchen. Dann hatte er die Höhe des Oberdecks erreicht, und der darüber hinstreichende Seewind bog ihn um und hatte ihn im Augenblick verschluckt, verweht. Es war nichts mehr da.

Eben räusperte sich unten der Geistliche. Es war der mit dem Schnauzbärtchen. Er hatte einen schwarzen Gehrock an und sah mehr aus wie jemand, der zum Mittagessen eingeladen ist, als wie ein Prediger. Rechts und links vor ihm stunden die Soldaten. Er hatte das Gesicht der Tribüne zugekehrt. Hinter ihm befand sich noch dieser oder jener, der beim Gottesdienst zugegen sein mußte, und ganz hinten, zwischen den aufgespannten Segeltüchern, sprang eben der große graue Kater vorbei. Der Mann, der mit ihm spielte, hatte ihn in der stillen Hoffnung losgelassen, daß er die Andächtigen durch irgendwelche Kapriolen störe. Er tat aber nichts dergleichen.

Also der Geistliche räusperte sich und begann mit dem Text seiner Predigt. Irgendwo hatte er in der Bibel etwas über das Reisen gefunden und daß es schön sei. Diese Worte tönten jetzt klar und deutlich über das Deck. Dann hob er mit seiner Predigt an.

Der kurze Sinn der langen Rede, die hauptsächlich den Soldaten galt, war ungefähr der, daß es nichts Schöneres auf der Welt gebe als reisen, reisen in die weite, weite Welt. Und von allen Reisen seien die auf dem Wasser die schönsten, auf dem herrlichen blauen Meer unter dem herrlichen südlichen Himmel. Daß man dem lieben Gott ewig dankbar sein müsse, wenn er einem eine solch schöne Reise beschert habe. Daß man aber auch dem Kaiser und den Vorgesetzten tief dankbar sein müsse für die herrliche Reise und daß die Soldaten ihre Dankbarkeit in Anhänglichkeit an das erhabene Herrscherhaus und Folgsamkeit gegen ihre Offiziere beweisen sollen und durch Pflichttreue im Dienst u. s. w. Immer wieder kam er auf die herrliche Reise und das herrliche Meer zu sprechen. Herrlich und schön und prächtig wechselten ab mit wunderbar, erhaben und schön. Die Rede war reich mit Bibelstellen durchspickt. Oft sah man vor der Spicke die Rede gar nicht mehr, wenn sich die Bibelstellen wie die Glieder einer Kette aneinanderreihten und ineinandergriffen, und Sprüche kamen dazwischen: Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt . . . und andere.

Rechts und links vor dem Geistlichen standen in engen Gliedern die Soldaten und sahen sich an, sahen ihn an, durften den Kopf nicht wenden, konnten sich kaum bewegen und fühlten die Augen ihrer Vorgesetzten auf sich ruhen.

Sie konnten nicht herauslachen vor Hohn, nicht heulen vor Zorn über den Hohn und sich nicht wegwenden vor Ekel. Und doch drückten noch auf allen die schrecklichen Tage und grauenhaften Nächte voll Elend und Seekrankheit, und doch blickten viele Gesichter noch bleich und grün von den ausgestandenen Qualen, zitterten die Knie vor Schwäche, und noch lagen einige ihrer Kameraden, die der Seeteufel am stärksten geschüttelt hatte, stöhnend und lebensmüde im Raum.

Das war der offizielle geistliche Trost, der ihnen ward, der Kommißgott, der zu ihnen sprach, dessen erstes Gebot heißt: Du sollst deinen Vorgesetzten ehren wie mich!

Zwar viele verstanden es nicht besser und meinten, es liege wohl an ihnen, wenn die Reise nicht so schön sei, und andere dachten an gar nichts, weil sie zu dumm

waren, und andere dachten an das kommende sonntägliche Mittagsmahl, und andere freuten sich, daß sie am Nachmittag schlafen oder Karten spielen durften; aber da waren doch viele, die begriffen und die den Hohn spürten. Manches Gesicht sah man fast unmerklich finsterer werden. In manchem Auge konnte man einen seltsamen Schimmer erblicken — — —

Ganz hinten hatten sich der Mann mit der Pfeife, ein Koch und sonst wer von der Schiffsbemannung zu einem Gespräch zusammengestellt.

„Nu," sagte einer, „Korl, warum gehst du denn nicht zur Kirche?"

„Ach was, das ist doch allemal Unsinn! Zu Hause in Bremerhafen gehe ich Sonntags auch mit meiner Alten zum Gottesdienst, weil sie's wünscht. Da gibts auch ne rechte Predigt und nicht so 'n Gekwasel über schöne Reisen; aber hier auf See will man seine Ruhe haben."

„Was so ne rechte Seekrankheit ist," meinte der Mann mit der Pfeife und zeigte mit dem Rohr gegen die Soldaten, „das liegt sich noch zwei Tage nachher in den Gliedern!"

„Die Jungens sollen sich recht den Wanst vollschlagen," sagte der Koch. „Mir habens ja hier. Nachher in China, da gibts nur nasse Strümpfe und in den Magen blaue Bohnen, und die andern kriegen das Malariafieber und die rote Diarrhöe."

Wieder einer, der frisch hinzukam:

„Das ist nicht so schlimm. Ich habe auch meine drei Jahre Dienst getan und war dann als Freiwilliger in Afrika. Was ein rechter Deutscher ist, der schlägt sich gern für seinen Kaiser!"

„Hm, hm!" brummte der Mann mit der Pfeife und verzog sich. Die andern hatten auch keine rechte Freude mehr an dem Gespräch.

Auf dem Chor waren die Meinungen verschieden. Die, welche kein Deutsch verstanden, fanden es schön und erhebend. Einige, die im allgemeinen nichts verstanden, schlossen sich dieser Meinung an. Ein paar ältere Damen fanden es rührend, einige junge Mädchen allerliebst und zu nett. Die Dame mit dem Hündchen fand es komisch und Sarre „billig". Es gab solche, denen die Predigt spaßhaft vorkam und die sich über die einzelnen grünen Gesichter der Soldaten amüsierten. Andere waren entrüstet und gekränkt, und ein paar liefen einfach vor dem Ende weg.

Darunter war auch Sonnenscheinchen, aber aus andern Gründen. Sie verstand fast nichts von dem schweren Deutsch. Ein paarmal hatte sie die kleine dunkle Gouvernante gefragt, die ja sogar deutsche Stunden gab; aber deren magere Erklärungen gingen ihr zu lange. Sie fühlte sich auch geängstigt und unbehaglich unter den vielen Blicken, die auf sie gerichtet waren. Der häßliche Stabsarzt verwandte kein Auge von ihr und kümmerte sich nicht um die andern. Der hübsche Leutnant Weinmann, dem die Disziplin mehr Gewohnheit war, lenkte seine Augen, wenn es irgend ging, ohne daß es auffiel, nach dem zarten, sonnigen Persönchen. v. Spitz und die meisten mit ihm erholten sich von der anstrengenden Frömmigkeit, indem sie von Zeit zu Zeit das Auge auf dem Damenflor weiden und dabei immer längere Zeit auf Sonnenscheinchens liebem Gesichtchen verweilen ließen. Meist hatten sie dann gerade nicht die wenigst frommen Gedanken.

Die kleine dunkle Gouvernante war eigentlich ein sonderbares Wesen. Man konnte sie eher schwarz als dunkel nennen. Sie sprach zwar fließend und gut englisch — denn sie hatte ein paar Jahre in England zugebracht — aber es floß doch mehr indisches als europäisches Blut in ihren Adern.

Ihre Lebensgeschichte war kurz, erstens, weil die Kleine noch recht jung war, und zweitens, weil sie bis vor einem Jahr wenig erlebt hatte.

Der Vater, ein indischer Halbblut, war erst reich, dann arm und hing zuletzt, nach einem der ruinösen Pferderennen, tot an dem Mangobaume vor seinem Hause, das ihm auch nicht mehr gehörte. Erst hatte ihn der Geiz und dann der Spielteufel besessen. Den Verlust seines Vermögens konnte er nicht ertragen. Was aus seiner Familie wurde, war ihm gleich. Er hatte seiner Tochter eine gute Erziehung geben lassen, trotzdem er das eigentlich zu teuer fand; aber die Hochachtung vor dem Europäer war größer als der Geiz und der angeborene Haß gegen den Weißen. Sie sollte einmal einen hellern Mann bekommen, als er einer war, vielleicht gar einen Vollblut-Engländer, der seine ökonomischen Verhältnisse verbessern wollte. Im Grunde genommen war das von ihm ein Sport oder ein Spiel wie ein anderes.

Es ging dann alles sehr schnell; denn der Vater hatte rein nichts zum Verteilen übrig gelassen. Die halbwüchsigen Söhne fanden als dünne, kleine, billige schwärzliche Schreiberlein irgendwo Stellung, und die Tochter wurde Gouvernante bei Sonnenscheinchens Familie in Singapore. Ein Jahr vorher war sie noch in England in einem Töchterpensionat gewesen und hatte mit südlich-frühreifer Intelligenz verschiedene Sprachen und anderes halb gelernt, um es nach und nach wieder ganz zu vergessen.

Sie fühlte sich glücklich in ihrer Stelle. Außer in der englischen Pension hatte sie noch nie bei Weißen für voll gegolten und eigentlich nie mit Europäern Verkehr gehabt. Jetzt als Gouvernante war sie auch nicht sehr angesehen; aber ein kleiner Abglanz von Sonnenscheinchen fiel auf sie, und die vielen jungen Herren, die sich um ihre liebliche Herrin drängten, hatten auch für sie zu Zeiten ein freundliches Wort übrig. Ihr verdrehtes kleines Hirn malte ihr allerhand Luftschlösser vor. Sie sah sich schon im Geist an der Seite eines schönen weißen Gatten auf der Promenade irgend einer indischen Stadt herumkutschieren. Denn das hatte sie von ihrem Vater geerbt, sie fühlte eine unbegrenzte Hochachtung vor der weißen Rasse. Sie bildete sich zudem ein, daß sie kaum von einer englischen Lady zu unterscheiden sei.

Inzwischen galt sie für ziemlich gebildet, sprach auch in Wahrheit das bißchen Deutsch und Französisch, das sie wußte, besser aus als die meisten Engländer an Bord. Aber das war auch alles. Im übrigen litt sie an hervorragender Geistesfaulheit und schlug darin ihrem Urgroßvater nach, der sein Leben lang nur arbeitete, wenn er Hunger hatte, und nur, bis dieser gestillt war, und in der Zwischenzeit einfach dahinlebte und sich mit einem Minimum von Nachdenken begnügte.

* * *

Sechstes Kapitel. Sonnendeck.

Sonnenscheinchen wollte einem guten Freunde — ihrem besten Freunde momentan — ein Vergnügen machen. Sie holte ein geheimnisvolles, kleines, verschlossenes Körbchen aus ihrer Kabine und stieg nach dem Sonnendeck.

Vom Promenadedeck führte eine schmale steile Treppe schattenlos und glatt noch weiter hinauf. Oben sah es sonderbar aus. Da stunden in scheinbarer Unregelmäßigkeit all die Windfänger, all die drehbaren eisernen Röhren mit weiten gähnenden Oeffnungen. Wie riesige Pilze schienen sie oder wie sonderbare fleischfressende Pflanzen, manche nur mannsdick, andere von enormer Breite und Behäbigkeit, und meist schauten sie nach einer Richtung. Dazwischen lagen allerhand unbekannte Gegenstände, und das Ganze wurde von einer Menge Rettungsbooten gleich einer Mauer umgeben. In der Mitte teilte das Dach des Maschinenraumes alles in zwei Teile.

Da lebten auch noch ein paar Passagiere; denen galt Sonnenscheinchens Besuch.

Links im Schatten des größten Bootes stand eine roh gezimmerte Hundehütte, in der ihr Freund wohnte. Sultan, so hieß er, war seines Zeichens ein großer Airedale-Terrier. Man nannte ihn auch Petroleumhund in Ableitung seines Rassenamens von Erdöl. Sultan war besonders rauhhaarig und hatte besonders treue, gutherzige Augen. Wie er seine sonnige Freundin leichten Schrittes herankommen sah, schob er sich aus seinem Haus, legte den Kopf auf die ausgestreckten Vorderpfoten, während er hinten noch stand, und schien über sein ganzes struppiges Gesicht zu lachen. Wenigstens glaubte das Sonnenscheinchen. Dann setzte er sich erwartungsvoll hin, schaute mit äußerst interessiertem Gesicht nach dem wohlbekannten Körbchen, gab abwechselnd mit der Rechten und mit der Linken das Pfötchen, manchmal nur in die Luft, und ließ einen freudigen, halb knurrenden, halb bellenden Ton hören.

Sonnenscheinchen klopfte ihm liebkosend auf die lange Schnauze, strich über die weichen gelben Ohren und den borstigen Rücken und ließ ihn vorerst einmal die mitgebrachten Herrlichkeiten sehen.

Da war alles, was ein Hundeherz froh macht und was Hundenasen lieben. Neben ein paar süßen Biskuits lagen in zartem Bogen zwei Hammelknöchelchen, und einige Wursthäute mit Anhang ringelten sich lieblich auf einem Häufchen.

Ganz in der Nähe wohnte in einer leeren Weinkiste ein anderes Tier.

Besucher des Sonnendeckes hatten zuerst nur den Eindruck eines fürchterlichen Stachelhalsbandes, das nach allen Himmelsrichtungen drahtige Dornen aussandte. Bei näherer Betrachtung bemerkte man, daß in dem mordenden Ring eine winzige, unendlich häßliche Bulldogge steckte. Seidenweiches Fell bedeckte das kleine Scheusal. Es galt jedenfalls als ein wunderschönes und seltenes Exemplar, dank seinem abschreckenden Aeußern. Das Unikum war der Stolz der reichen Amerikanerin, die mit ihm, einem kleinen Aeffchen und ihrem Mann die Hochzeitsreise um die Welt machte.

Das Aeffchen hatte vor ein paar Tagen das Zeitliche gesegnet. Es machte nicht mehr mit. Das ewige Reisen hatte seine Nerven zerrüttet. Gleich nach Genua war es krank geworden. Als die Luft wieder wärmer wurde, konnte die Tropenahnung ihm nicht mehr helfen. Mit Erlaubnis des Kapitäns durfte es seine letzten Tage in der Kabine seiner Herrin beschließen. In Segeltuch eingenäht wurde der kleine Körper ins Meer versenkt. Der Gemahl hielt an diesem Tage eine etwas längere Sitzung mit Sarre im Rauchzimmer, und die Gattin erschien abends nicht bei Tafel.

Sonnenscheinchen löste Sultan von der Kette. Der machte ein paar Freudensprünge, die seine Wohltäterin fast zu Boden warfen, und kreiste wie ein Wirbelwind öfter um die Boote herum. Dann stürzte er sich mit großem Satz auf den Freßnapf seines Leidensgenossen und hatte in ein paar Sekunden das Gefäß geleert, trotzdem er gerade vorher die mitgebrachten Leckerbissen verschlungen.

Es war jeden Tag dieselbe Geschichte. Dem kleinen Weltreisenden schmeckte sein Essen nicht besonders. Immer Milch und Biskuits und keine Bewegung, das wirkte auf sein Gemüt. Dem andern gönnte er aber doch nichts von den Abfällen seiner Tafel. Jedesmal, wenn der seine große Schnauze in fremdem Eigentum versenkte, begann ein wahnsinniges Kläffen und Knurren. Die tückischen schiefen Aeuglein sprühten Feuer, der ganze kleine Kerl schien vor Wut zu zittern. Er riß sich fast den Hals an seiner angespannten Kette aus, blieb aber immer in respektvoller Entfernung vor dem ehrfurchtgebietenden Maul Sultans.

Sonnenscheinchen machte jetzt einen Spaziergang mit ihrem großen Schützling; aber überall, wo sie gingen, keifte ihnen der kleine Bösewicht nach. „Das arme Tier!" dachte sie. „Es ist so häßlich; niemand bekümmert sich um sein Ergehen, und es hat so gar kein fröhliches Gemüt! Ich will es auch einmal losbinden: Freund Sultan tut ihm nichts; ich bin ja dabei!"

Also das sonderbare kleine Wesen wurde losgemacht. Da die Kette nicht zu öffnen war, schnallte Sonnenscheinchen das furchtbare Halsband ab. Der Kleine machte dabei ein sehr zweifelhaftes Gesicht, stellte den Kopf schief und sah aus, als traue er dem Frieden nicht recht.

Kaum war er aus dem stachligen Panzer befreit, so führte sich der Zwerg ganz merkwürdig auf. Er sah schon anders aus: nackt, glatt und gar nicht mehr so überaus häßlich, mehr wie ein junges Aeffchen mit Altmännergesicht. Freundlich und dankbar glänzten seine schwarzen Schuhknopfaugen, und das breite Maul mit den durchschimmernden Bullenbeißerzähnen lächelte entschieden. Auf einmal schaute er sich nach dem ungeschlachten Sultan um. Ein förmliches Leuchten ging über das Mopsgesicht, und mit überquellender Liebe und aufgeregtem Gewedel warf er sich vor die Füße seines vermeintlichen Gegners und überhäufte ihn mit demütigen Liebkosungen.

Das kam so unerwartet und wirkte so unendlich komisch, daß Sonnenscheinchen jubelnd auflachte und Sultan erst erschrocken seine Beine nach vorn stemmte, bevor er herablassend die Liebkosungen erwiderte.

Hinter einem Boot hervor lachte noch jemand. Der lange Stabsarzt hatte die ganze Szene mitangesehen und mußte auch mittun, als das fröhliche Läuten von Sonnenscheinchens Lippen klang.

„Sie da, Doktor? Auf dem einsamen Sonnendeck?"

„Ja, ich feire meinen Sonntag. Ist es nicht ganz köstlich hier? Bei der Aufgangstreppe scheint es anders; aber etwas mehr nach vorn hat man das Gefühl absoluter Einsamkeit. Die paar Tiere stören nicht. Das Gewimmel unten ist vergessen. Das strahlende, schattenlose Sonnendeck ist die Burg, auf der wir stehen, die Klippe im Weltmeer, der Turm auf Bergeshöhen. Das Drehen der Schraube, das Klirren und Rasseln, das Stampfen und Stöhnen, all die Dampfergeräusche sind zu gewohnt und alltäglich geworden, um als Lärm zu wirken. Sehr selten kommt jemand um die Mittagszeit hier herauf. Sehen Sie, da läßt sich feiern, wenn man das Bedürfnis hat, besonders nach der schlechten Predigt von eben!"

„Ich habe ja gar nichts davon begriffen," lächelte Sonnenscheinchen; „aber v. Spitz, den ich nachher darüber fragte, machte nur ein sehr schlaues Gesicht, schlenkerte die eine Hand hin und her und sang in den höchsten Tönen: ‚Firuli, firula'; dann rief er entschuldigend: ‚Aber zum allerletzten Mal; morgen andere Redewendung!' Oder so etwas. Ich habe ihn nicht recht verstanden."

„Er gefällt ihnen wohl?" fragte der lange Doktor.

„Ach, gefallen? Soweit schon. Er ist ein netter Mensch, aber so gar nicht ernsthaft und furchtbar nervös!"

„Welcher von den Offizieren scheint Ihnen der netteste? Zum Beispiel v. Dünn oder Weinmann?"

Das war dumm vom langen Doktor; aber es schadete weiter nichts. Sonnenscheinchen dachte nicht im Entferntesten an Eifersucht oder etwas Verfängliches.

Auch noch in anderm Sinne zeugte die Frage von wenig Einsicht, obgleich der Frager sonst gute geistige Gaben hatte. Andere Menschen als Offiziere kamen momentan bei ihm gar nicht in Betracht. Die Militäreitelkeit erfüllte ihn zu Zeiten. Frühere Einflüsse waren daran schuld. Schon im Kadettenkorps war ihm der Glaube an die Macht des bunten Tuches eingeimpft worden — Die größten Gelehrten haben zuweilen ganz kleinliche, kindische Eigenschaften. Der schlauste Mensch hat irgend eine dumme Ecke im Schädel.

Sonnenscheinchen lächelte schelmisch, sodaß ihm ganz warm und wohl ums Herz wurde, und meinte:

„Die Anwesenden natürlich ausgeschlossen, gefallen mir verschiedene am besten. Leutnant Weinmann ist entschieden der Hübscheste; aber ich kann ihn gar nicht kennen lernen. Ein hübsches Gesicht hat bei mir nicht viel in der Unterhaltung zu tun . . ."

Dabei errötete sie stark. Der Lange sah es aber nicht; denn, um seinen eigenen Farbenwechsel, der ihn bei dem Namen Weinmann überkam, zu verbergen, starrte er einen Augenblick mit Interesse der Sonne entgegen an den großen Kamin.

„Ich sehe gar nicht auf hübsche Gesichter" — Dabei wurde sie wieder ein bißchen rot — „Das ewige Spässemachen liebe ich nicht. Ich lache furchtbar gern, aber doch nicht immer, und es wäre so interessant, auch einmal mit Herren über ernste Dinge zu sprechen. Man hat sonst das Gefühl, noch als kleines Schulmädchen behandelt zu werden, und gar so dumm sind wir Mädchen doch nicht — im Gegenteil!"

Das gute Sonnenscheinchen wollte gern jedermann ein paar warme Strahlen ins Herz schicken; darum hatte sie behauptet, nicht auf hübsche Gesichter zu sehen. Eigentlich guckte sie recht oft danach; aber am Ende wußte sie das selber nicht.

„Der lange Doktor ist doch zu häßlich!" dachte sie und wollte ihm deshalb womöglich irgend einen kleinen Trost geben.

„Ja, ja," sagte der Lange wieder; „aber wenn jemand durch seine Häßlichkeit abstoßend wirkt, wenn er Widerwillen erregt und man immer von ihm wegsehen möchte?"

„Ach, das kommt ja gar nicht vor oder doch nur, wenn das Herz schlecht ist und die unschönen Züge das böse Gewissen wiederspiegeln, aber sonst? Ich kenne wenigstens niemanden, der abstoßend wäre. Man wird auch einmal alt. Alte Menschen sind eigentlich nicht schön; aber sie können doch durch den Ausdruck ihrer Züge unendlich anziehend wirken."

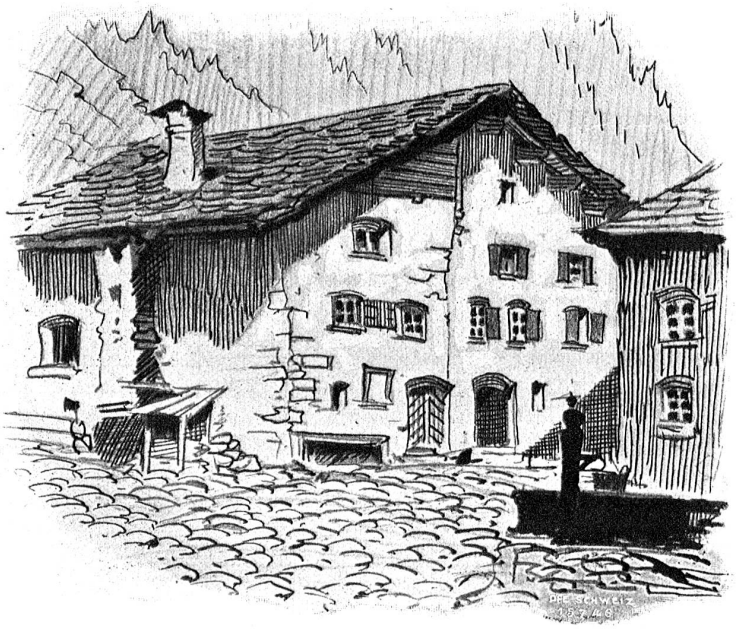
Der Doktor schwieg und schaute in die Ferne.

Sonnenscheinchen hatte ein beklemmendes Gefühl und wünschte sich weit weg. Vielleicht glaubte sie, er habe sich noch nicht über ihre Ansicht beruhigt, vielleicht war es auch kindlicher Uebermut oder Verlegenheit: sie nahm den Kopf des Hundes in ihre rosigen Händchen und sagte lachend:

„Sehen Sie, Doktor, wie häßlich er ist! Die Borsten rings ums Gesicht, die lange freche Schnauze mit der schwarzen Trüffelnase! Und doch möchte ich das herzige Tier mit den treuen Augen am liebsten küssen, wenn ich nicht wüßte, daß man das nicht soll! Und es ist nur ein Tier!"

Es war etwas überaus Komisches in der Situation; aber er nahm es so, wie es in aller Unschuld gemeint war. Er fühlte den guten Willen.

„Nicht wahr, Doktor, Sie erzählen mir wieder von sich, was Sie alles in China tun müssen? Ach, wer so in der Welt herum-



Motiv aus Hinterrhein. Nach Zeichnung von Jakob Billeter, Basel.

Dorf Hinterrhein. Nach kolorierter Zeichnung von Jakob Billeter, Basel.

reisen kann mit einem Lebenszweck, hat es doch gut! Wie glücklich müssen Sie sein, einen solchen Beruf zu haben und überall hinzukommen?"

„Ja, es ist interessant; aber man ist immer allein. Mit den Offizieren kann ich mich doch nicht so recht anfreunden; sie haben einen ganz andern Bildungsgang."

„Wissen Sie was, Doktor," lächelte die Kleine fast ausgelassen, „dann sollten Sie eben heiraten! Adieu, ich muß mich jetzt zum Lunch fertig machen! Leb wohl, rauher, guter, dummer Sultan, und du, kleines, armes, verlassenes Hundetier!"

Dabei tanzte sie weg und verschwand nach dem Promenadedeck. Es war, als wenn Sonnenstrahlen ein einsames Zimmer verlassen. Es bleibt eine Leere zurück...

So kindlich und reizend hatte sie mit den Hunden gespielt! Selbst wer Tiere nicht liebte, mußte seine Freude daran haben. Unten auf dem Promenadedeck die junge, fein erzogene Dame, oben im Sonnenschein das liebliche Kind mit kindlichen Scherzen und fröhlichem Lachen!

Es schien ihm ein wonniges Glück, als er die Szene mit den Hunden belauschen konnte. Jetzt war es fortgeflogen...

Er stund allein, starrte in die Wogen, und wieder zogen Wogen gleich die Gedanken durch sein Hirn. Neue Hoffnungen schossen wie Raketen empor, verbreiteten einen Moment hellen Sternenglanz und erloschen wieder — Sie war doch so freundlich gewesen!

Aber die Hoffnungen machten ihn nicht froh. Eine zehrende Angst vor plötzlichem Sturz in die Verzweiflung legte sich mit Polypenarmen um seine Seele. Ach, warum mußte er denn immer leiden? Warum saß ihm immer ohn Unterlaß der Alp des Unglaubens im Nacken?

Es gärte und wühlte in seinem armen Kopf. Die Gedanken führten sonderbare, verworrene Tänze auf, und unaufhörlich zog dieser kalte, schneidende Schmerz mit.

Er stellte sich vor, wie es sein könnte, wenn sie ihm jubelnd in die Arme fliegen würde — Nein! Nicht so, das wäre unmöglich! Nein, wenn sie mit ihrem sanften, sanften Lächeln ihm zagend den Arm um den Hals legte und ihm mit leiser Stimme das zauberselige Jawort gäbe, ob dann der Unglaube an sein Glück immer noch da wäre? Ob er sich dann wirklich freuen könnte, ob der lähmende Schmerz verschwunden wäre?... Nein! Dieser Teufel der Gedanken würde bleiben und ihn nie verlassen. Er würde ihn weiter zerren und foltern. Nein, es war unmöglich! Zu oft war er aus Himmeln zur Hölle gestürzt. Zu oft hatte sein Herz gejauchzt und gejubelt, um nach kurzen Augenblicken zerfleischt und zerdrückt in namenlosem Weh zu ächzen...

Da kam es wieder wie ein starkes Würgen an seiner Kehle ... Jetzt drückte es mit Steinfaust auf seine Brust ... Luft! — Das waren nicht mehr die Gedanken allein. Ein wirklicher körperlicher Schmerz packte ihn. Eine unbekannte Macht, vom erregten Geist gerufen, peinigte den schwachen Körper. Er fühlte, wie es mit kalten Armen kam und ihn preßte, daß der Atem stoßweise ging und der Puls raste.

Wie ist das doch sonderbar! vermochte er zu denken. Wenn der Geist krank ist, sterbenskrank, so frißt dieser elende Körper ruhig weiter. Nur das Blut rollt vielleicht ungleich schnell durch die Adern und die Muskeln zucken ein wenig. Selbst wenn die Seele tot ist, im Irrsinn versunken, vom Schicksal gemordet, so lebt das Fleisch ruhig weiter ohne sein Haupt. Wenn aber der erbärmliche Körper leidet, wenn die roten Kanäle sich öffnen, die Lunge versagt oder das Herz plötzlich stumm wird, so stirbt auch die Seele auf einen Schlag aus vollster Gesundheit zugleich mit ihrem Gefäß, ihrem Sklaven. Weg ist sie verschwunden, auf ewig verloren ... Wenn sie überhaupt einmal da war ...

O diese verfluchte Sprache! schoß es ihm wieder durch das Hirn. Wenn er in ihrer Sprache reden könnte von seiner Liebe, die wie ein Blumengarten war, wo in jedem Eckchen, an jedem Plätzchen eine Blume ihr entgegenblühte, wo überall nur Rosen waren — feurige, glühende, rote Rosen für sie! Wo Rosen sich ihr entgegenrankten — Rosen und wieder Rosen sie umschlangen und jeder duftende Kelch ihr entgegenrief: Ich liebe dich!

Oder, wenn er ihr erzählen könnte, wie ihm an ihrer Seite die Welt, die böse Welt, klein, winzigklein erschiene mit all ihren windigen grauen Sorgen und Strömen von Tränen! Wie er die finstern Sorgen bezwingen würde, wie er die giftigen Würmer und buckligen Unken mit seinem Fuß in die Löcher scheuchte, bis für sie zwei nur noch ein blumige Wiese in buntfarbener, leuchtender Pracht da wäre ... Wie auf ihrem Pfade dann Stern an Stern sproßte, die kleinen blauen Blumen des stillen Glücks, die reichen Blüten der Kunst und die siegreichen Farben der Schönheit ... Wie der Scherz muntere, neckische Ranken triebe und Freude aus tausend Kelchen strömte ...

Er und sie, Hand in Hand, lachend und jubelnd in leuchtender Helle, wandeln dem Alter entgegen, dem schattigen, kühlen, geheimnisdunkeln, schlafschweren Hain, wo die göttliche, herrliche Zufriedenheit, die Königin und Göttin der Gefühle sie umschwebt und noch im freundlichen Tode umfängt — — — — — —

O, wieder der Schmerz und wieder das Würgen!

Und wenn er ihre Sprache auch verstünde, wenn ihm die Worte flössen wie die heimatlichen Laute, doch müßte er in stummem, verlegenem, linkischem Schweigen harren und bangen! Noch liebte sie ihn nicht, konnte ihn nie lieben! Und wenn er ihre Liebe nicht sah, nicht die strahlenden Augen ihm das Herz schenkten, er nicht sicher war, von ihr verstanden zu werden, wie könnte er Worte finden, seine Seelenbilder zu malen?

War das überhaupt möglich? Gab es eine Sprache, so reich an Worten, um zu sagen, was er fühlte? Konnte das Wörtchen Schmerz den tausendsten Teil ausdrücken von dem, was er litt? Freude, Seligkeit, Licht, Glanz, konnten sie den tausendsten Teil von dem sagen, was ihm seine tanzenden Gedanken vorgezaubert hatten? Konnte jemand ahnen, wie hell er die Sonne sah, wie leuchtend die Wunderblumen, wie grenzenlos lichtzaubergläuzend?

Warum denn reden, ohne verstanden zu werden? Warum denn den Versuch wagen mit der Gewißheit, linkisch und hölzern aufhören zu müssen?

Da kam wieder diese Hoffnung, die lügnerische, trügerische, schwindelhafte Hoffnung mit ihrem feilen, verwirrenden Lächeln! Mit ihr kamen ihre Hilfstruppen, die tollen Ideale, die elastischen zähen Katzenwesen! Tausendmal hatte er sie über Bord geworfen, tausendmal glaubte er sie überwunden und vernichtet zu haben, und immer kamen alte zurück oder wurden neue geboren! Jetzt sah er, wie sie sich in seinem Weg gleich Klippen türmten und wie sein Schifflein daran stranden mußte. Da war kein Steuern mehr möglich. Die Strömung riß ihn mit ... Wunder konnten noch Rettung bringen; aber er glaubte nicht daran ...

Gegen Abend fühlte er etwas wie Hunger und stieg langsam nach unten.

Siebentes Kapitel. Das Spielorakel.

Es wurde wärmer. Sie sprachen von Afrika. Einmal sah man am Horizont etwas wie eine Säule in der Luft schweben; dann reihten sich ein paar flache Häuser daran. Es wurden ihrer mehr, und sie wuchsen mit der See zusammen. Punktierte Linien zogen in der Ferne über die Fläche. Beim Näherkommen sah man, daß es lange Reihen von Bojen waren. Das Wasser schien graugrün und trübe zu sein. Die Säule wurde zum schlanken Leuchtturm, die Häuser mehrten sich. Massen rauchender Schornsteine standen in einer dichten Gruppe beisammen, gelbgraue Sandwellen stiegen auf: Afrika war erreicht. Der Eingang zum Suezkanal. Port Said!

„Gehen Sie an Land, Fräulein Sonnenscheinchen?" fragte der hübsche Leutnant Weinmann.

„Natürlich! Man kann ja nicht an Bord bleiben; es wird alles schwarz. Wir nehmen Kohlen ein."

Weinmann sprach immer französisch mit dem freundlichen Kind. Seine Aussprache war zwar noch schlechter als ihre; aber Englisch konnte er gar nicht.

„Darf ich mich anschließen?" fragte er weiter.

„Sicher! Wir gehen alle. Papa und Mama kommen auch mit und die Kleinen."

Währenddessen drängten sich die meisten Passagiere auf dem Promenadedeck und sprachen in allen Tönen wirr durcheinander.

v. Spitz lief aufgeregt herum und erzählte jedermann mit großer Schnelligkeit: „Es wird alles schwarz, muß an Land gehen, wäre natürlich auch sonst gegangen. Es wird alles schwarz! Spielbank in Port Said! Konzert, kapitales Nest! Viel Humbug, kleines Babylon! Klimbim, klimbim, klimbim, bim!"

Der Hafen wuchs. Das Schiff lief langsam in eine Gasse von dicken faulen Kohlendampfern und mächtigen Frachtungetümen. Ein paar zierliche englische Kreuzer stunden vornehm abseits.

Die fallende Ankerkette machte das schwimmende Haus erzittern. Es lag fest.

Eilfertig sprangen sämtliche Matrosen über das Deck und schlossen die offenen Lauben und Gänge mit Segeltuch. Die Stewards verriegelten Fenster und Türen, als sei ein mächtiges Unwetter mit Sturm und Hagel im Anzug. Die Armee der langen und kurzen Rohrstühle wurde unbarmherzig aufeinandergetürmt und mit grauen Stoffen verhüllt. Bald sah das Deck aus wie eine Dorfgasse nach Mitternacht.

Die meisten Passagiere waren von einer Horde schreiender und fuchtelnder schwarzbrauner Teufel an Land gebracht worden. Dann rauschten langsam nachtschwarze unförmliche Gebilde heran, gezogen von ächzenden, fauchenden und pfeifenden, ölbeschmierten Dampfern. Rechts und links legten sie sich wie ein Alp an die Flanken des Kolosses. Breite viereckige Tore klafften an seinem Leib wie hungrige dunkle Mäuler. Von beiden Seiten drang ein Heer schwarzer Wesen, halb mit schwarzen Tüchern und Lappen bekleidet, hinein. Schwere, schwarze Körbe trugen sie auf den Köpfen.

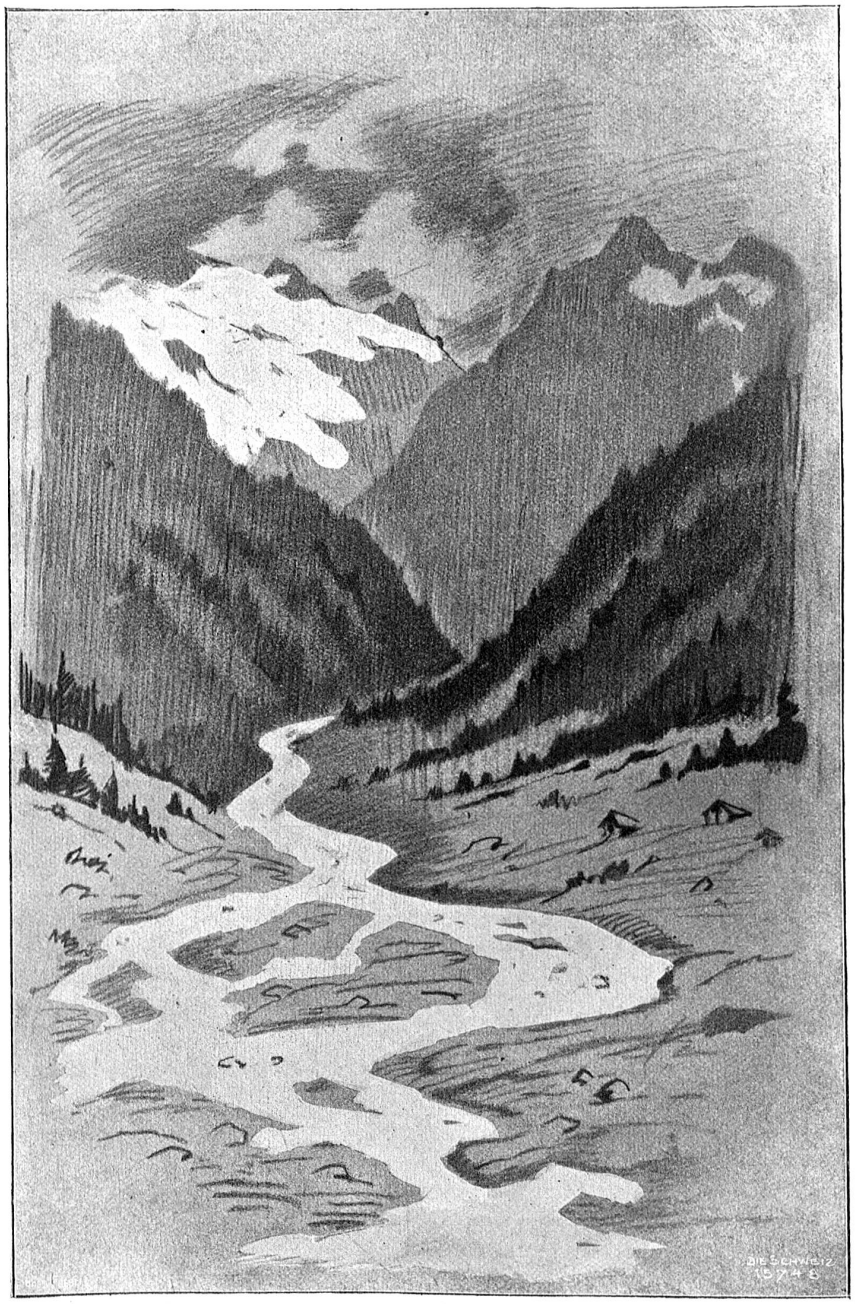
Das Ungetüm nahm Nahrung für zwei Wochen ein. Mit Heulen und heiserem Singen rannten die schwarzen Kobolde in langen ununterbrochenen Reihen in den Bauch des Schiffes. Man konnte nicht unterscheiden, ob Mann oder Frau. Sie glichen mehr nächtlichem Spuk. Dabei kreischten und hämmerten die großen Kräne in ohrenmordendem Getöse. Zwei finstere Wolken stiegen in die Höhe, breiteten sich um den eisernen Rumpf und deckten alles mit feinem Kohlenstaub ein.

Das trieb den langen Doktor auch an Land. Anfangs schützte er Kopfweh vor. Daß Leutnant Weinmann mit Sonnenscheinchens Familie ans Ufer gegangen war, hatte ihm den Ausflug verleidet. Jetzt schien es ihm unmöglich, sich anzuschließen, schon der Eifersucht wegen, die in seinem Herzen wuchs und wuchs. Lieber allein sein! In der Schmutzluft draußen oder in dem geschlossenen, dumpfheißen Rauchzimmer hielt er es aber doch nicht mehr aus.

Zudringliche, unreinliche Araber umlagerten den einsamen Mann. Jeder wollte etwas verkaufen oder ihn hinführen, wo etwas zu verhandeln war. Getränke aller Art wurden ihm angepriesen. Zigaretten in allen Preislagen sollte er probieren. Von Tanz und Spiel wurde ihm erzählt. Bajaderen wollten im Eingeborenendorf den entblößten Leib vor ihm im Takte wiegen. Lasterhöhlen sandten ihre Werber nach ihm aus. Wie die Fliegen kreisten die braunen Halunken um ihn herum.

Weiter weg in den sonnenbrennenden Straßen sah man andere Passagiere, einsam oder in Gruppen, umlagert von ähnlichen Wesen, wie von Mücken umschwärmt oder wie der einzelne Falke, der oft von einer krächzenden Schar zudringlicher Raben bestürmt wird.

Bazar lehnt sich an Bazar. Sommer und Winter



Ursprung des Hinterrheins. Nach kolorierter Zeichnung von Jakob Billeter, Basel.

reichen sich darin die Hand. Tropenbewohner können auf der Hinfahrt und Heimkehr da ihre Ausstattung ergänzen.

Der lange Doktor sah immer nur vor sich auf den flimmernden, schattendurchbrochenen Sandboden nieder. Die braunen Agenten und Fänger verschwendeten umsonst ihre besten Offerten und sahen sich enttäuscht nach anderer Beute um. Neue versuchten vergebens ihr Glück.

Musik flutete über eine breite Treppe hinunter. Ein rauschender Walzer, von Streichinstrumenten gespielt, zog den Einsamen hinauf. Er wollte versuchen, die peinigenden Gedanken zu verscheuchen.

Vor ihm erstieg keuchend im Phantasiekostüm, einem karrierten Faß gleich, Sarre die Treppe.

Rechts in dem großen Restaurationssaal musizierte eine österreichische Damenkapelle. Links war ein geheimnisvolles Kommen und Gehen. Eine offene Türe führte zu dem kleinen Spielzimmer.

Hinter der Roulette stand ein breitschultriger Grieche in grauem Anzug. Man sah durch die Aermel des Rockes enorme Muskelbündel sich runden. Der Mann hatte einen entschlossenen Ausdruck und baute wohl mehr auf seine Kraft als auf den Schutz des Gesetzes. Heute war von den Passagieren des harmlosen Ostindiendampfers nichts zu fürchten; aber wenn die Australboote oder die Südafrikaner kamen, so spieen sie verwegene Kerle aus, Goldgräber mit betrogenen Hoffnungen, Abschaum, zerstörte Existenzen, gleichgültig, was aus ihnen noch werde. Dann erforderte das Geschäft Aufmerksamkeit und Mut.

Um die lange Spieltafel herum standen ein paar Lockvögel, junge Griechen oder Armenier, die ruhig, aber scheinbar aufmerksam Goldstücke setzten und Gewinne einstrichen. Sie gehörten mit zum Gewerbe und mußten Tag und Nacht bereit sein, ihrem langweiligen Beruf einige Stunden zu opfern. Denn gleichviel, zu welcher Zeit und aus welcher Richtung ein Schiff voll Passagiere ankommt, Klein-Babylon ist in einigen Minuten auf den Füßen. Die Bazars erglänzen in elektrischem Licht, die Agenten jagen nach Beute, rauschende Walzer locken, und die Roulettekugel rollt.

Einige von den Mitreisenden, worunter auch Bruno der Dumme, lagen eifrig dem Spiel ob. Meist sah man in ihren Händen nur Silbermünzen kommen und gehen. Ein paar Engländer machten Pfundstücke tanzen, und ein unbekannter Franzose mit eingefallenen Zügen und ärgerlichem Ausdruck ließ von Zeit zu Zeit eine Banknote sehen.

Man spielte unter dem Zeichen des Verlustes. Die Passagiere des Schiffes wenigstens sahen langsam aber sicher ihre Reserve hinter den begehrlichen Zähnen des Rechens verschwinden. Nur die Armenier und Griechen gewannen und verloren mit Ruhe Goldhäufchen, die ihnen nicht gehörten.

Sarre besah sich die Sache aufmerksam und beobachtete lange scharf den Bankhalter, während er die Kugel rollen ließ. Endlich, nachdem er bis zum letzten Moment gewartet und genau die Einsätze der Passagiere geprüft hatte, warf er schnell ein paar Pfundstücke auf eine Kombination und gewann seinen doppelten Einsatz. Darauf ließ er, verschmitzt lächelnd, Kapital und Verdienst zusammen in die Westentasche gleiten und beteiligte sich nur noch als Zuschauer.

Der Bankhalter schaute den dicken Kunden eine Zeit lang ruhig, untersuchend an und zuckte dann kaum merklich die Achsel, während er mit seinem Kompagnon und Gehilfen im Geschäft einen verständnisvollen Blick wechselte.

Sarre schob die Unterlippe etwas vor, lachte die edeln Bankiers höhnisch an und verschwand nach dem musikalischen Restaurant. Eben ging das hübscheste der Orchestermädchen mit einem Sammelteller herum. Der Dicke klaubte mit viel Umständlichkeit ein großes, blankes Silberstück aus seiner Tasche, fingierte eine Zeit lang den Kurzsichtigen, auf daß sich aller Augen an dem Schatz weiden konnten, und ließ nach eingehender Betrachtung den Taler klirrend in den Teller fallen.

„Uff!" sagte er zu dem holländischen Residenten, der hinter seinem Glase saß. „Spiele sonst nie Roulette oder so etwas, habe aber dem Bankier drinnen eine Lektion gegeben. Bin ich doch nicht umsonst gewesen vor dreißig Jahren in Frisco und hab' ich gespielt um Säcke mit Goldstaub. Werden Sie sehen, all die andern Herren haben verloren, nur der Sarre hat gewonnen. Uff! Kenn' ich schon. Habe ich ihm gezeigt, was heißt Amerikaner betrügen, ho, ho!"

Dabei lachte er fett.

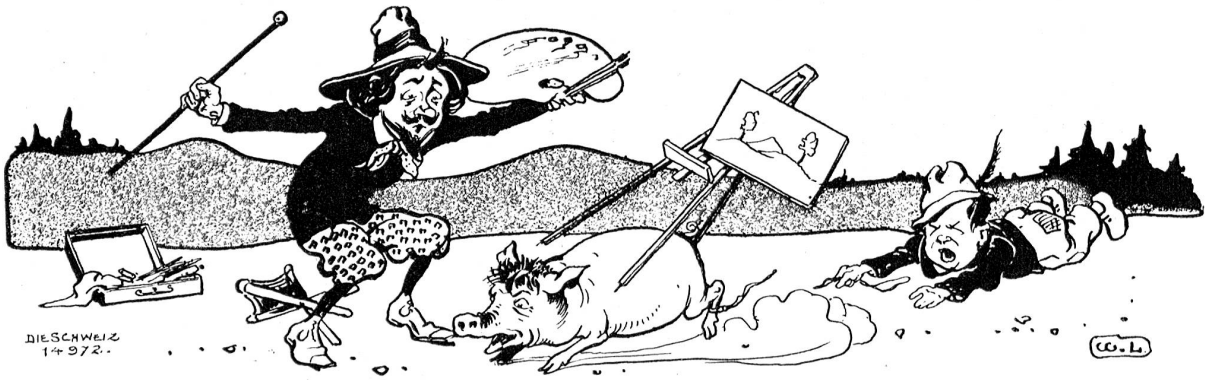
(Fortsetzung folgt).

Wandertag.

Sonnenglut in allen Fenstern!
Tauben flattern aus dem Schlag!
Morgen ist es, und zum Wandern
Gab mir Gott den schönen Tag!

Um die Schultern häng' ich fröhlich
Wandersack und Saitenspiel —
In dem Ränzlein trag' ich wenig;
Aber Lieder weiß ich viel!

W. Dietiker, Bern.



Das Untergabelhorn.

Nach dem Aquarell (1905) von Hans Beat. Wieland, Basel-München.